

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Rock und Deutsch, das passt“

Der Liedermacher Reinhard Mey und die beiden Echt-Bandmitglieder Kai Fischer und Florian Sump über deutsche Texte in der Popmusik, künstlerische Wahrhaftigkeit und den Musikgeschmack von Schüler- und Elterngeneration



Sänger Mey

Mey, 57, wurde in den siebziger Jahren mit Liedern wie „Gute Nacht, Freunde“ und „Über den Wolken“ bekannt; Fischer, 19, und Sump, 18, sind Gitarrist und Schlagzeuger der Popband Echt, die 1999 mit Songs wie „Du trägst keine Liebe in dir“ groß herauskam.

SPIEGEL: Herr Mey, Herr Fischer, Herr Sump, wir hoffen, wir müssen Sie einander nicht lange vorstellen. Kennen die Echt-Jungs Lieder von Reinhard Mey?

Fischer: Wir können uns ruhig duzen. Reinhard Meys Lieder kennen wir aus dem Musikunterricht. Wir hatten die gleiche, schreckliche Musiklehrerin. Als ich anfing, Gitarre zu spielen, mussten wir immer „Über den Wolken“ singen.

Mey: Das ist heftig. Ich habe eine 14-jährige Tochter, die muss auch in der Schule „Über den Wolken“ singen. Und natürlich wiehert die ganze Klasse. Meine beiden Söhne, einer ist 18, der andere 23, haben die Nummer auch schon hinter sich.

SPIEGEL: Herr Mey, kennen Sie die Musik von Echt?

Mey: Ja, durch meine Tochter. Wenn man Kinder hat und sich für Musik interessiert, kann Echt nicht an einem vorbeigehen.

SPIEGEL: Der Bandname Echt steht für die Suche nach Wahrhaftigkeit in der Musik. Ist Reinhard Mey für euch echt?

Fischer: Ja, natürlich. Um nach unserer Definition echt zu sein, muss Musik eine Nähe



Popband Echt: „Wir sind keine Vorbilder“

Fans bei Echt-Konzertauftritt
„Die sind zum größten Teil jünger als wir“

zu den Menschen und den Themen haben, von denen sie erzählt.

Sump: Man muss nicht unbedingt Gitarre spielen, um echt zu sein. Es gibt auch Dance- oder Techno-Musiker, die meiner Meinung nach echt sind. Es geht mehr darum, dass man sich nicht zu viel reinreden lässt. Haltung ist eigentlich alles, was Echtsein in der Musik ausmacht.

Fischer: Und bei jemandem wie Reinhard Mey hat man schon beim Hören der Platten seine Person vor Augen.

SPIEGEL: Herr Mey, würden Sie sich als Liedermacher bezeichnen?

Mey: Ja. Wenn wir das als einen völlig wertfreien Begriff nehmen, dann trifft es das, was ich mache, nämlich Lieder.

SPIEGEL: Also eine Berufsbezeichnung?

Mey: Eine Beschreibung dessen, was ich tue. Es beinhaltet auch etwas Handwerkliches, wie der Uhrmacher, der seine Sachen als Werkstück behandelt und keine große industrielle Serie auflegt. Anders wird es natürlich, wenn man das typische Liedermacher-Klischee mit dem Norweger-Pull-over und der Birkenstock-Sandale mit reinbringt. Das beengt.

SPIEGEL: Kai und Florian, akzeptiert ihr die Bezeichnung Boygroup für eure Band?

Sump: Das ist fast das gleiche Problem. Wenn man das Wort an sich nimmt, trifft es, weil wir halt nur Jungs sind. Aber es hat diesen negativen Beigeschmack.

SPIEGEL: Herr Mey, warum wehren Sie sich gegen den Begriff Schlager für Ihre Werke?

Mey: Ich habe mit dem Wort Schlager überhaupt kein Problem, so lange dieser Begriff nicht auf meine Arbeit angewandt wird. Ich bin mit meinen ersten Versuchen, Lieder zu schreiben, angetreten, weil mir das Schlagerzeug zum Halse raushing. Wer Sehnsucht nach Texten hat, ist beim deutschen Schlager in einer sehr schlechten Position. Allein schon die Auswahl der Themen und der sorgfältige Umgang mit der Sprache machen den Unterschied deutlich. Jungen Leuten, die sich in deutscher Spra-

Das Gespräch führten die SPIEGEL-Mitarbeiter Jörg Böckem und Christoph Dallach.

che auszudrücken versuchen, wird es in unserem Land sehr schwer gemacht. Weil es einfach keine Podien mehr gibt – keinen „Liederzirkus“, keinen „Talentschuppen“. Ich glaube, dass ein ganzer Kulturzweig in unserem Land platt gemacht wird. Wie habt ihr das geschafft, euch in diesem Dschungel durchzuschlagen?

Sump: Es war ein glücklicher Zufall. Kai und ich haben die Band 1991 auf unserer Gesamtschule gegründet.

Mey: Wie alt wart ihr da?

Fischer: Wir waren zehn und elf.

Sump: An unserer Schule hatten wir einen richtigen Bandraum mit Instrumenten, es gab einen Förderverein, der auch Rock-Konzerte organisierte.

Mey: Und dann habt ihr euch ein Repertoire erarbeitet?

Sump: Bei uns war es nie so, dass jemand mit diesen typischen Versprechen ankam: „Mensch, ich bring euch ganz groß raus.“ Ein paar Illusionen waren schon weg, lange bevor wir die erste Platte aufgenommen haben.

SPIEGEL: Welche Illusionen hattet ihr?

Sump: Wenn man sich als Zehnjähriger einen Musiker vorstellt, den man aus dem Fernsehen kennt, denkt man so Sachen wie: kaum arbeiten müssen, mal ein Lied spielen und dann für ein paar Jahre ausruhen.

Fischer: Wir haben oft auf Stadtveranstaltungen gespielt. Dann wollten wir die

großen Gesten machen, die wir von Bands wie Roxette aus dem Fernsehen kannten. Aber wir waren immer zu aufgeregt. Florian haben die Finger gezittert. Er hat damals Keyboard gespielt, und unser Manager musste ihm vor jedem Auftritt noch mal die Töne auf dem Gerät zeigen. Dadurch waren wir ein bisschen eingeschüchtert und ernüchtert.

SPIEGEL: Habt ihr auch die Erfahrung gemacht, dass deutsche Texte die Karriere nicht gerade einfacher machen?

Fischer: Nein, uns war klar: Deutsch und Rock, das passt schon zusammen.

Sump: Uns war es wichtig, dass der Mund nicht nur als Instrument benutzt wird.

SPIEGEL: Seht ihr euch in einer deutschen Tradition?

Fischer: In England gibt es eine richtige Popmusik-Tradition. Ich weiß nicht, ob so etwas in Deutschland existiert.

Mey: Seit dem Zweiten Weltkrieg gibt es keine deutsche Unterhaltungsmusik mehr. Nichts wie den Rock'n'Roll der fünfziger Jahre oder die Beatles. Wir haben einen Teil unserer Identität mit Kästner und Tucholsky vor dem Krieg aufgegeben. Für Schlager und die unsägliche Volksmusik.

SPIEGEL: Gerade in den letzten Jahren ist es doch einfacher geworden. Gruppen wie Rammstein oder auch deutsche HipHopper wie die Fantastischen Vier sind mit deutschen Texten erfolgreich.

Mey: Das ist richtig. Mit dem deutschen HipHop ist eine Chance eingezogen, die angloamerikanische Szene aufzuweichen und sich dazwischenzuspielen.

Fischer: Da hat sich etwas Eigenes gebildet. Im deutschen HipHop gibt es mittlerweile schon eine Tradition. Die Bands lassen sich weniger von England oder Amerika beeinflussen, sie inspirieren sich gegenseitig. Sie schreiben ihre Texte so, wie sie normalerweise auch reden. Dadurch hat das eine Natürlichkeit bekommen, die unpeinlich ist.

Mey: Ja, da ist unheimlich viel Sprachwitz drin. Man spürt die Lust an Wortspielen. Dazu eignet sich die deutsche Sprache wie kaum eine andere – durch ihre Verschachtelung und die Mehrdeutigkeit von Worten.

SPIEGEL: Wie klingt es denn für Echt, wenn Reinhard Mey auf seinem neuen Album rappt?

Fischer: Das klingt seltsam. Eher wie Sprechgesang.

Mey: Es hat bei mir eine ganz andere Wurzel, das kommt vom Talking Blues her, der wahrscheinlich der Ursprung des Rap ist: eine Geschichte erzählen, während der Rhythmus weitergeht. Natürlich habe ich mir auch beim modernen HipHop einiges abgeschaut. Aber es ist mehr ein Spiel mit dem Genre als der Versuch, sich einzugliedern.

SPIEGEL: Wird es eine Rap-Single geben?



N. KONIETZKY

Musiker Mey, Fischer, Sump beim SPIEGEL-Gespräch: „Klingt wie Sprechgesang“

Mey: Ich habe den Schallplattenfirmen nie in solche Überlegungen reingeredet. Ich habe wirklich null Ahnung vom merkantilen Aspekt der Geschichte. Mein Deal mit Schallplattenfirmen war immer: Redet mir nicht rein, ich rede euch nicht rein. Wenn ich eine Platte mache, hat niemand nur eine Zeile oder einen Ton gehört, bis das Ding fertig abgemischt ist.

SPIEGEL: Kai und Florian, werdet ihr an solchen Entscheidungen beteiligt?

Fischer: Ja, bei uns spielt die Vermarktung einfach eine größere Rolle.

Sump: Wir müssen auch mehr als Reinhard Mey um Glaubwürdigkeit kämpfen.

SPIEGEL: Ihre Karrieren unterscheiden sich, was die Art der Vermarktung und den Umgang mit den Medien angeht. Herr Mey, stimmt es, dass Ihre ersten Erfolge fast ohne Hilfe der Medien zu Stande kamen?

Mey: Exakt.

SPIEGEL: Der rasante Erfolg von Echt dagegen wäre ohne die vielen Medienberichte nicht vorstellbar.

Fischer: Die Geschichte einer Schülerband, die mit Glück zum Plattenvertrag kommt,

ist untypisch geworden. Viele Firmen casten ihren Nachwuchs heutzutage aus Model-Agenturen.

Sump: Es war unglaublich – selbst in der Plattenfirma waren viele total froh, dass wir wirklich Gitarre spielen können.

Fischer: Am Anfang waren wir total aufgeregt, immer auf 180 und albern vor der Kamera. Das war ein Ausflug mit der Schule. Und das jeden Tag.

SPIEGEL: Dafür habt ihr es nun vermutlich wesentlich schwerer als Reinhard Mey, euer Privatleben zu schützen.

Sump: Bis auf unseren Sänger Kim haben wir eigentlich damit gar nicht so viele Probleme. Weil wir von Anfang an dieses Versteckspiel nicht mitgemacht haben. Aus unseren Freundinnen haben wir nie ein Geheimnis gemacht, weil wir so was einfach tierisch quatschig finden. Für Kim, der dann ja mit der TV-Moderatorin Enie zusammen war, war das schon heftig.

SPIEGEL: Also hat Kim von den Medien die Rolle des Herzensbrechers der Gruppe zugeteilt bekommen?

Sump: Stimmt, die übliche Image-Verteilung: Einer ist der Draufgänger, einer ist der Kreative und all diese typischen Sachen. Ich war der Spaßvogel.

Fischer: Ich bin der Nachdenkliche. Das ist im Popgeschäft nun mal so. Das war bei

Take That und New Kids on the Block genauso. Robbie Williams war schon bei Take That immer der Wilde.

Sump: Uns wurde schnell eine Art Vorbildfunktion aufgedrängt. Wir sind uns bewusst, dass unsere Fans schon zum größten Teil jünger sind als wir. Aber wir tun uns schwer damit. Wir kennen uns jetzt seit acht Jahren und sind weiß Gott keine Vorbilder. Es wäre schlimm, wenn das so wäre.

Fischer: Wir haben nie Wert darauf gelegt, perfekte Menschen abzugeben.

Mey: Euer Glück, dass ihr das so zeitig und gründlich erkannt habt. Da klingt für mich Weisheit durch, und ich frage mich: Wo habt ihr die her? Das habe ich schon bei Benjamin Lebert gedacht, der das Buch „Crazy“ geschrieben hat. Wo habt ihr mit 18 oder 20 Jahren die Lebenserfahrung her? Wie habt ihr das so schnell gelernt? Diese Art zu formulieren, sich mitzuteilen, die Gemeinheiten und die Klippen und Fallgruben in dieser Haifischbranche zu sehen und ihnen aus dem Weg zu gehen?

Fischer: Wir sind halt Typen, die beim Tee immer über alles sprechen.

SPIEGEL: Kai und Florian, ihr habt die Schule abgebrochen. Ist das Abitur abgehakt, oder habt ihr jetzt Privatlehrer?

Sump: Abgehakt. Ich weiß für mich, dass ich das Abitur wirklich nicht geschafft hätte.

Fischer: Das Abi ist zwar eine wichtige Sache, aber ich fühle mich auch ohne sehr wohl.

SPIEGEL: Herr Mey, warum haben Sie die Schule beendet und vor Ihrer Sängerkarriere eine Berufsausbildung gemacht?

Mey: Das ging nicht ohne Tränen und viel gutes Zureden. Mein Vater sagte: „Es wäre nicht schlecht, wenn du noch was Richtiges lernst.“ Da ich meinen Eltern keinen Kummer bereiten wollte, habe ich mich darauf eingelassen. Ich habe vielleicht nicht das gelernt, was ich da wirklich lernen sollte, aber in Lebens- und in Menschenkunde habe ich guten Unterricht gehabt in diesen zweieinhalb Jahren. In meiner Lehrzeit als Industriekaufmann habe ich wahrscheinlich mehr gelernt als in meiner ganzen Schulzeit.

Fischer: Ich habe die Schule überhaupt nicht gemocht. Meine Mutter hat irgendwann abends, nachdem wir nach der Schule noch Presseterminen hatten und ich wieder mal todmüde nach Hause kam, zu mir gesagt, ob ich nicht von der Schule gehen möchte. Ich müsste mich auf jeden Fall entscheiden, weil sie meinte, es sei eine Doppelbelastung, der ich auf Dauer nicht gewachsen wäre. Eine Zeit lang ging das einfach, weil es immer wieder Adrenalinkicks gab. Aber es war natürlich auch anstrengend.

Mey: Auf eurem Album steht: „Wir danken unseren Eltern“. Das finde ich eine weise, schöne Geste. Gesprochen aus der Position eines Mannes, der einen Sohn in eurem Alter hat.



CONSTANTIN FILM

Buchverfilmung „Crazy“: Entscheidung für den Echt-Titelsong nach der Vorführung

Fischer: Ich glaube, meine Eltern haben sich auch richtig gefreut. Macht dein Sohn auch Musik?

Mey: Der ältere, der ist 23. Aber eher nebenbei, er will Zimmermann werden.

SPIEGEL: Braucht ein guter Texter eine gute Bildung?

Mey: Die aus der Schule kann es nicht sein. Denn weiser, als Flo gesprochen hat, kann man eigentlich auch nicht sprechen, wenn man das Abitur mit einem Einser-Durchschnitt gemacht und noch ein paar Semester Philosophie hintenan gestellt hat. Es muss offensichtlich eine Bildung geben, die von woanders kommt. Woher, ist eine andere Frage.

SPIEGEL: In der Teenie-Presse heißt es, dass die Jungs von Echt keine Bücher lesen.

Fischer: Ich lese schon Bücher. Aber wir schauen uns mehr von Leuten ab, die wir gut finden und bewundern.

SPIEGEL: Habt ihr wenigstens „Crazy“ gelesen?

Sump: Warum?

SPIEGEL: Weil Echt den Titelsong zum Film beigesteuert hat. Bedeutet euch das Buch etwas?

Sump: Nein, wir haben zuerst den Film angesehen und uns dann entschieden.

SPIEGEL: Herr Mey, haben Sie das Buch ganz gelesen?

Mey: Teile. Ich habe gerade damit angefangen, „Generation Golf“ von Florian Illies zu lesen.

SPIEGEL: Kai und Florian, was macht nach eurer Meinung einen guten Text aus?

Sump: Wenn ein Text eine Situation so beschreibt, dass man sie nachfühlen kann. Das gibt es wohl manchmal auch in Büchern. Aber ich habe noch keinen Schrank voll gelesen.

Mey: Die Personen müssen stimmen, die Charaktere, die Szenerie. Und die Glaubwürdigkeit spielt auch eine Rolle. Auch eine Sache, die dem Schlager völlig abgeht, weil da einfach irgendwas hingehunzt wird, ohne Rücksicht auf Aussage, auf Gramma-

tik oder sonst was. Wenn sich alles gut ergänzt, wird aus einem Lied ein U-Boot aus Text und Musik, das durch alle Kanäle und alle geschlossenen Schleusen im Körper direkt in die Seele dringt.

SPIEGEL: Wie wichtig sind politische Aussagen?

Mey: Sie kommen vor, weil ich beobachte und mich dann zu politischen Aussagen herausgefordert fühle.

SPIEGEL: Man hat Ihnen vorgeworfen, dass andere Liedermacher über den Vietnam-Krieg schrieben und Sie über Maikäfer.

Mey: Ja, aber dann hat man mit Absicht unterlassen, auch in die anderen Lieder reinzuhören. Und es gab welche, die – wenn sie vielleicht auch nicht das Tagesthema beim Namen genannt hatten – durchaus in der politischen Landschaft beheimatet waren.

SPIEGEL: Ist Politik für Echt ein Thema?

Fischer: Weiß ich nicht. Ich glaube, für uns ist Politik nicht so wichtig. Von dem großen Spendenskandal habe ich eher zufällig erfahren.

SPIEGEL: Hat euch das entsetzt, oder war euch das egal?

Fischer: Ich habe mit Entsetzen festgestellt, dass es mir egal war. Überall haben die Alarmglocken geklingelt, aber es hat mich nicht wirklich bewegt. Die Geschichte muss wirklich elementar gewesen sein. Es hieß, dass die deutsche Politik zusammenbricht. Aber ich konnte mich irgendwie nicht zu irgendeiner Form von Interesse aufraffen. Und dann bin ich in Urlaub gefahren.

Sump: Texte darüber zu schreiben, ohne eine wirkliche Meinung zu haben, wäre natürlich blöd. Ich weiß nicht, vielleicht kommt das noch.

Mey: Eure Lieder sind doch Beschreibungen von Unabhängigkeit, sie hinterfragen und kritisieren. Ich empfinde das durchaus als eine politische Aussage.

Sump: Aber wenn so etwas durchscheint, dann haben wir es nicht darauf angelegt.

Mey: Ich bin ziemlich sicher, dass ihr eine erzieherische Funktion haben könnt, wenn

ihr wollt. Das Publikum will was lernen. Das sind wache Leute.

Sump: Da muss man vorsichtig sein. Es ist schon in Ordnung, wenn man sich auch mal durch Musik beeinflussen lässt. Aber erzieherische Maßnahmen haben da nichts zu suchen. Ich finde es ganz schwierig, wenn man bei Musik Verantwortung aufgebürdet bekommt. Musik ist eine herrliche Gelegenheit, woanders hinzugehen, vor der Realität zu fliehen. In dem Moment, wo man Verantwortung annimmt, ist die Freiheit verschwunden, sich in der Musik so auszuleben, wie man es möchte.

SPIEGEL: Noch einmal zur deutschen Sprache. Bedeutet nicht die Entscheidung, Songs in deutscher Sprache aufzunehmen, dass man jeden Erfolg im Ausland ausschließt?

Mey: Ja, okay, das muss man vergessen. Aber man kann sich auch zwischen Flensburg und Garmisch-Partenkirchen ganz schön austoben.

SPIEGEL: Träumt man bei Echt nicht von Hits in England oder Amerika?

Sump: Ich finde das schwierig. Mehr Erfolg heißt ja auch mehr Druck. Unsere Texte erzählen mehr oder weniger von ganz alltäglichen Situationen aus einem ganz alltäglichen Leben. Und je größer der Erfolg wird, desto mehr entfernen wir uns von diesen Dingen. Wenn wir irgendwann an so einen Punkt kommen würden, an dem wir nur noch Texte schreiben, weil wir uns gerade noch ein bisschen erinnern können, wie das Gefühl war, aber es nicht mehr erleben, endet es irgendwann mit einem ganz fiesen Selbstbetrug.

Mey: Das ist schlau.

SPIEGEL: Herr Mey, Sie haben auch eine Menge junger Fans. Kann man mit 16 Reinhard-Mey- und Echt-Platten hören?

Mey: Na klar. Diese Generationskonflikte werden von den Medien geschürt, die gibt es gar nicht. Es gibt Leute, die gute Musik hören, und Leute, die schlechte Musik hören. Das richtet sich nicht nach der Altersklasse.

SPIEGEL: Kai und Florian, könnt ihr euch vorstellen, dass eure Fans auch Reinhard-Mey-Platten zu Hause haben?

Fischer: Ich kann mir das vorstellen.

Sump: Ich auch.

Fischer: Ich denke, dass viele Jugendliche sich Sachen wie Reinhard Mey bei ihren Eltern rauspicken. Die hören dann auch so was wie Simon and Garfunkel und Joan Baez, oder wie sie heißt.

Mey: Genau. Man hat ja wenig Einblicke demoskopischer Art. Nur das Loch im Vorhang auf der Bühne. Da sitzen Leute im Publikum, die so alt wie meine Kinder sind, von der Jüngsten bis zum Ältesten. Dann weiß ich, die sind freiwillig hergekommen und werden nicht den ganzen Tag nur meine Musik hören. Die werden auch so was wie Echt hören.

SPIEGEL: Herr Mey, Kai und Florian, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.